

Heiden zu bekehren. Auf den jungen P. Robert machte diese Thatfache, welche zu seinem feurigen Eifer und seinen Erwartungen in grellem Gegensatz stand, einen tiefen Eindruck, und er wandte seine ganze Aufmerksamkeit darauf, den Grund dieser Erfolglosigkeit zu finden. Sehr bald überzeugte er sich, daß derselbe nur in den indischen Standesvorurtheilen zu suchen sei. Während die Bewohner der Küste durch den Umgang mit Europäern manche Eigenthümlichkeiten ihres Volkscharakters abgestreift hatten, beherrschte in Madura, wie überhaupt im Innern des Landes, der Adelsstolz der Brahminen und die ganze Ausschließlichkeit der bevorzugten Kasten alle Lebensverhältnisse. Was nur von den nationalen Gebräuchen der Inder abwich, galt als unrein; die portugiesischen Missionare demnach, welche Fleisch aßen, Wein tranken und mit den Parias verkehrten, waren Prangi's, „Verworfenen“, und auch die Religion, welche sie predigten, war ein Greuel für jeden Gebildeten. Noch weniger verstanden sich die Mitglieder der höheren Kasten dazu, in Verkehr mit den niederen Ständen und den Parias zu treten, wie man bisher als Bedingung zur Aufnahme in die Kirche von ihnen verlangt hatte. Diesem großen Hinderniß für die Christianisirung des Landes beschloß P. de' Nobili entgegenzutreten, indem er nach dem Beispiel des hl. Paulus Alles wurde. Nach reiflicher Ueberlegung mit dem Erzbischof von Cranganore legte er unter dessen Gutheißung die Tracht der Brahminen an und bequeme sich, in Allem nach deren Sitten zu leben; ja, um noch eindringlicher wirken zu können, einschloß er sich sogar, die strenge Lebensweise der Saniassi, der indischen Wüßer, anzunehmen. Nun sonderte er sich von der Welt ab, erschwerte jeden Besuch bei ihm und vertiefte sich in das Studium sowohl des classischen Sanskrit als der lebenden Tamul- und Telingapraschen. Im Gebrauch der beiden letzteren erlangte er bald eine große Fertigkeit; das Sanskrit aber lernte er mit classischer Reinheit und Eleganz schreiben, so daß er später für die eingeborenen Gelehrten ein Gegenstand der höchsten Bewunderung war. Auf Grund der gewonnenen Kenntnisse vertiefte er sich dann in das Studium der ausgedehnten philosophischen Literatur, welche die Inder besitzen, und es gelang ihm, nach Verlauf einiger Jahre sich vollständig in den Gedankenkreis der indischen Speculation hineinzuleben. Nun erst glaubte er sich zum Missionswerk befähigt und begann dasselbe in einer den nationalen Vorurtheilen angepassten Weise. Er knüpfte Beziehungen zu den Gebildeten aus dem Brahminenstande an, stellte ihnen die christlichen Lehren als die von der indischen Speculation geforderte Weiterentwicklung dar und ließ sich in wissenschaftliche Disputationen ein, bei welchen er seine Kenntniß der Sanskrit-Literatur zum Statten der Eingeborenen verwerten konnte. Ueber das Aufgeben der Kastenvorrechte verlor er kein Wort, vielmehr zeigte er durch sein Beispiel, daß

sich eine solche bürgerliche Bevorrechtigung mit christlichem Leben ganz gut vereinigen lasse. Zugleich begann er die Abfassung von apologetischen und polemischen Abhandlungen in Sanskrit und von ascetischen Schriften in der Landessprache. Diese Mittel erreichten ihren Zweck. Sobald das Christenthum nicht mehr Prangi war und die Annahme desselben nicht mehr zum Aufgeben der Standesvorrechte nöthigte, ließen sich die Brahminen leicht für dasselbe gewinnen, und es bildete sich aus denselben eine christliche Gemeinde in einem Zeitraum, dessen Kürze durch den Gegensatz zu einer vierzehnjährigen erfolglosen Thätigkeit erst recht bemerkenswerth wurde. Die Neophyten waren von heiligem Eifer entbrannt, wie die Christen zur Apostelzeit, und ruhten nicht, bis P. de' Nobili sie mit Sendschreiben an die Höfe der benachbarten Fürstenthümer schickte, um auch hier den Samen des Christenthums auszustreuen. Sehr bald mehrten sich die Uebertritte; das Beispiel der Vornehmen und Gebildeten führte auch die niederen Kasten der christlichen Religion zu, und es schien, als sollten die Zeiten des hl. Franciscus Xaverius in Indien wieder aufleben. Bei einem solchen Erfolg konnte indeß auch die Prüfung nicht ausbleiben, welche den eifrigen Arbeiter bewähren mußte. An der Methode de' Nobili's nahmen die übrigen Missionare im Lande Anstoß. Sie glaubten, die Beibehaltung der Kastenunterschiede und ihrer Abzeichen als einer dem Heidenthum entsprungener Einrichtung sei an sich verwerflich und widerstreite der Grundlehre des Christenthums, daß der Heiland für Alle gekommen sei, um Alle selig zu machen. So entstand eine Reihe von Irrungen und Auseinandersetzungen, welche man gewöhnlich den Streit über die malabarischen Gebräuche nennt (s. d. Art. Accommodationsstreit I, 159), und welche für eine Reihe von Jahren dem Bestand der indischen Kirche große Gefahren bereiteten. Am entschiedensten trat gegen P. de' Nobili dessen Ordensgenosse und Mitarbeiter P. Fernandez auf. Er verklagte ihn bei dem Provinzial und dem Bisitator, als amalgamire er die heidnischen Anschauungen der Brahminen mit den christlichen Lehren, statt sie durch dieselben zu ersetzen, und gestalte eine Reihe abergläubischer Gebräuche, welche das Christenthum verbieten müsse. Die Anschuldigung fand leider Glauben, so daß der Bisitator strenge Maßregeln gegen de' Nobili in Anwendung gebracht haben würde, wenn nicht der Erzbischof von Cranganore, mit dessen Zustimmung er gehandelt hatte, und später der Erzbischof von Goa als Primas von Indien, der die indischen Verhältnisse richtig beurtheilte, entschieden für ihn eingetreten wären. Indessen mußte der eifrige Missionar vorerst seine Thätigkeit einstellen und sollte eine von Rom einzuholende Entscheidung abwarten. Dorthin aber wurden jetzt Berichte gesandt, welche die einseitige Darstellung des Geschehenen bis in's Ungeheuerliche übertrieben und Nobili sogar der Theilnahme an dem indischen